

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Im Paradies [Fortsetzung]
Autor: Greyerz, Otto von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schatten

Hell glänzt der Giebel überm Rebenhange,
 Und rot zur Weite leuchten Turm und Dach;
 Ein Silbergürtel mit Imaragdner Spange,
 Umdrängt den Hügel der umbuschte Bach.

Von weißen Schleiern schimmern ferne Pfade.
 Sind's Nebel, die aus warmen Quellen blühn,
 Sind's selige Frauen, die voll holder Gnade
 Dort wandeln und geliebten Träumen glühn?

Von Duft und Sonne glimmt der müde Garten,
 Und Purpurspitzen funkeln überm Wald,
 Der Abend taut, und einsam muß ich warten —
 O komm! Den Hügel hüllt der Schatten bald.

Victor Hardung, St. Gallen.

Im Paradies.

Novelle von Otto von Greherz, Glarisegg.

(Fortsetzung).

Noch einer andern Eroberung durfte Frau Leonie sich rühmen; sie tat es aber nicht, sowohl aus Bescheidenheit als aus Stolz, so, wie etwa eine treue Pflegerin die niedrigsten Dienste verschweigt, die sie einem hilflosen Kranken hat erweisen müssen. Das Herz, welches Frau Leonie sich zuletzt erobert hatte, war das des kleinen Marianneli, des etwa zehnjährigen Töchterchens ihres Nachbarn Bärtschi, dem sie das zur Liebegg gehörige Stückchen Land verpachtet hatte. Das Kind hatte bisher Haus und Garten der Liebegg scheu gemieden und war zu keinem rechten Gespräch zu bewegen gewesen. Das tat Frau Leonie leid. Sie hatte so gerne Kinder um sich, und das Marianneli hatte so sanfte, sinnige Augen.

Eines Nachmittags, als Frau Leonie ruhig mit einer Handarbeit beschäftigt auf ihrer Terrasse saß, hörte sie plötzlich einen herzerreißenden Schrei, der wie in

Todesnot erstickte. Es mußte in der Nähe sein. Keine Sekunde durfte gezögert werden. Rasch, rasch durch den Garten. Laufen, laufen! Es mußte sein. Jetzt durch das Gatterchen aufs Nachbarhaus zu . . . Um Gottes willen, wo, wo? Ihre schwachen Augen suchten verzweifelt ringsum. Vielleicht hinter dem Haus, bei den Ställen! Eine Ahnung — gräßlich! Sie bog um die Ecke, mühsam, die Beine wollten ihr versagen . . . Ist es dort? Ja, das war's. Ein Händchen reckte sich in die Luft und sank zurück; ein anderes jetzt wollte sich am Rande der Jauchegrube festklammern und ließ wieder los. Die eingebrochenen Bretter verdeckten das Uebrige. Frau Leonie rief „Hilfe!“ so laut sie konnte, kniete nieder, riß eins der Bretter weg, streckte ihren Arm aus. Nein, unmöglich, sie hätte das Gleichgewicht verloren. Sie mußte sich tiefer erniedrigen. Ein Menschenleben war

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

das wohl wert! Sie warf sich der Länge nach auf den fetigen Boden, sodaß nur Kopf und Arm über dem Grubenrand waren — so ging's vielleicht. Ein zitterndes Händchen tastete nach ihren ausgestreckten Fingern. Noch tiefer! noch mehr! Es mußte gelingen! Ekelfastiger Unrat spritzte ihr stinkend ins Gesicht.

Aber jetzt, jetzt waren sie Hand in Hand.

„Schrei, was du kannst!“ stöhnte sie dem Kinde zu; denn ihr Atem war am Ende, und zu heben vermochte sie das Mädchen nicht.

Das unglückliche Geschöpf wollte rufen; aber die erstickende Stimme vermochte keinen Laut hervorzubringen.

Aushalten! Aushalten um alles! rief es im Innern. Frau Leonie sah den Sterbensblick des Kindes noch auf sich gerichtet, sie mußte aushalten.

Aber jetzt war's zuviel, jetzt . . .

Da hörte sie Schritte. Noch einmal rieselte Kraft in ihren Arm.

Nur so lange noch, nur so lange!

Dann fühlte sie den festen Griff eines Mannes, der sie ablöste und das Kind herauszog.

Es war Sami, der Knecht.

Er trug das Kind zum Sodbrunnen, pumpte und hielt ihm dann den Kopf unter den Strahl.

„Das hätte krumm gehen können,“ brummelte er vor sich hin. „Die Bretter sind schon längst nichts nutz gewesen. Aber so machen sie's! Achten den Teufel drauf, bis 's ein Unglück gibt!“ Und da das Mädchen ihm doch zu schwer wurde: „Kannst allein stehen? Zeig!“

Aber das arme Kind war zu nichts imstande.

Frau Leonie selbst sah und hörte nichts mehr. Sie hatte sich, völlig erschöpft, kriechend nach der Bank neben der Stalltüre geschleppt und war dort, ihrer Sinne beraubt, niedergefunken.

Der Knecht, der das Mädchen in die Scheune getragen und aufs Heu gelegt hatte, kam jetzt wieder heraus. Er sah die alte Dame in ihrem jämmerlichen Zustande und fühlte den redlichsten Willen, ihr aus der Schmach herauszuhelfen; aber er wußte um alle Welt nicht, was sich ein schlechter Knecht wie er gegenüber einer vornehmen Herrenfrau im schwarzen Seidenkleid erlauben dürfe.

Er ging und füllte ein Glas Wasser am Brunnen, stellte es auf die Bank und sagte schüchtern: „Da wär Wasser . . . Nehmt, wenn Ihr mögt!“

Dann lief er ins Herrenhaus hinüber, holte die alte Magd, die schreckensbleich herbeizitterte und dann mit Samis Hilfe ihre Herrin in Schutz und Sicherheit brachte.

Das furchtbare Ereignis wirkte zerrüttend auf Frau Leonies sonst gesunde Nerven; wachend und schlafend mußte sie die Todesangst jener ewig langen Augenblicke

wiedererleben und nur durch künstliche Betäubungsmittel konnte sie sich, noch Wochen hindurch, die ersehnte Ruhe verschaffen, deren ihre gebrochenen Kräfte so dringend bedurften.

Das arme Marianneli hatte sich rascher vom Schreck erholt als seine Mutterin. Es kam jetzt alle Tage in den „Stoß“ hinüber und ans Bett der kranken alten Frau. Aber es fand die Worte nicht für seine Dankbarkeit, saß nur still und andächtig da, schaute verwundert an den Wänden umher und dann wieder auf die schlummernde Frau, die ihm auch im Bett noch wie ein Wesen höherer Art erschien.

Fast ohne Worte, nur aus dem ruhigen Anschauen, das für beide Teile das Wohlthuendste war, bildete sich zwischen der Siebzigjährigen und der Zehnjährigen eine zarte Gemeinschaft — so zart, weil sie auf einem Erlebnis beruhte, an das man vor Scham kaum denken durfte, und so schön, weil sie aus jenem unaussprechlich Häßlichen makellos wie eine Lilie des Feldes hervorbühte.

Mit der Zeit taute auch das Marianneli auf und getraute sich zu sprechen. Es hatte ein feines, aufmerksames Ohr; aber noch feiner war sein Gemüt, das oft Frau Leonies Gedanken, noch ehe sie ausgesprochen waren, erriet. Ungeheißern und geräuschlos verrichtete das Kind die kleinen Dienste, deren die Kranke bedurfte, und wenn das getan war, setzte es sich mit seinem Strickzeug auf einen Sessel ans Fenster, arbeitete fleißig und warf nur von Zeit zu Zeit einen Blick zu der „Tante“ hinüber, wie sich Frau Wild von ihm nennen ließ. Nach und nach erfuhr diese auch allerhand über Mariannelis eigenes Leben, sein Verhältnis zu den Eltern und Geschwistern, seine Schulfreunden und -leiden, und in allem, was es erzählte, gab sich dasselbe sanfte Gemüt, dasselbe anspruchslose Pflichtgefühl zu erkennen.

Der Umgang mit dem lieben Kinde wurde für Frau Leonie doppelt wertvoll, seitdem sie wußte, daß Schwester Lydia sie bald verlassen würde. Man hatte sie für einen andern Posten bestimmt, weit weg in einer ausländischen Stadt, und da gab es keinen Widerstand, sie mußte gehorchen. Aber eine Erlaubnis hatte sie sich doch noch ausgewirkt: sie durfte im Spital bleiben, bis Frau Leonie eine zweite Operation, die unumgänglich geworden war, überstanden hätte. Diesmal stand Großes auf dem Spiele: das eine Auge war verloren, es galt das andere zu retten, das ebenfalls dem grünen Star zu verfallen drohte.

Als Doktor Luz von dem ihm befreundeten Augenarzt den Stand der Dinge erfuhr und bekümmert auf die Liebegg eilte, war er erstaunt, seine Freundin gefaßt, ja heiter zu finden.

„Sprechen wir von etwas anderem!“ sagte sie, als

Doktor Luz sich teilnehmend nach ihrem Zustande erkundigte. „Erzählt mir von Euern Kranken; es gibt gewiß solche, die übler dran sind als ich und an deren Leiden ich das meinige messen kann.“

„Ja,“ sagte der Arzt, „da ist nun allerdings kein Mangel. Ganz kürzlich haben wir so einen armen Teufel aufgenommen, arm im doppelten Sinn des Wortes. Ein deutscher Journalist, Sachs mit Namen. Ich lernte ihn in einem seiner Vorträge kennen, mit denen er sein Brot verdienen wollte — Vorträge über Insekten, besonders Käfer, von denen er eine Menge Arten in ihrer Lebensweise bis aufs kleinste beobachtet hat. Eine Himmelsgebuld muß der Mensch gehabt haben, um sich bis zu einem solchen Grade von Vertrautheit in diese kleine Welt einzuleben, die wirklich, darf man sagen, seine Welt geworden ist. Was hat er mir nicht alles erzählt: Entdeckungen, die, ich bin überzeugt, Furore machen würden, wenn er sie in wissenschaftlicher Form verwenden könnte. Aber daran lag ihm nichts; er ging ganz in der Freude seiner Arbeit, seiner Entdeckungen auf. Um ihretwillen machte er sich aus Deutschland fort, als er militärpflichtig wurde. Das sieht freilich nicht rühmlich aus, solche Fahnenflucht. Aber seine Welt, seine Käferwelt, hat eben mit Politik nichts zu tun. Und so ist er mit seiner Welt in die Schweiz geflüchtet, um mit den geringsten Ansprüchen für seine Person seinem Mikrokosmos zu leben. Die Not zwang ihn dann zu journalistischer Kleinarbeit, kleine Aufsätze voller Merkwürdigkeiten, geistreich mitunter, aber alles über Käfer. Natürlich kriegten's die Redaktionen bald satt. Und die Vorträge — ach Gott, man kann sich denken, wie zahlreich das käferliebende Publikum sich einstellte! Ich ging jedesmal hin, aus Interesse für den Vortragenden und die Sache; das letzte Mal waren's drei Personen außer mir. Da nahm ich den Mann auf die Seite und lud ihn zu mir ein. So sind wir Freunde geworden. Ich entdeckte seine Notlage, und was schlimmer ist, sein Halsübel. Er konnte nur mit Mühe schlucken. Es ist eine verdächtige Geschwulst im Halse, fast fürchte ich, Krebs. Und wenn es das ist — der arme Kerl hat keine Verwandten, die sich um ihn kümmern, von Freunden, ich fürchte fast, nur mich . . .“

„Rechnet mich auch dazu!“ unterbrach ihn lebhaft Frau Leonie. „Schon seine unglückliche Käferliebe hat mich für ihn gewonnen. In welchem Spital liegt er krank?“

„Ich habe ihn zu mir genommen, weil wir uns so gut verstehen und weil ich mir dachte, daß er Gesellschaft brauche und ein erheiternendes Gespräch. Aber wahrhaftig, er ist es, der mich erheitert, nicht umgekehrt. Man muß ihn nur auf seine Käfer bringen, dann geht ihm das Herz auf. Er hat eine ganz eigene Art, den

Scharfsinn der Natur zu beleuchten; er gibt sich den Anschein, nur in ihrem hintersten Winkel zu Hause zu sein, und im Grunde sind es die größten Rätsel des Daseins, die ihn beschäftigen. Ein verkappter Philosoph. Die sind mir lieber als die professionellen.“

„Unterhaltender sind sie sicher — wenigstens für unsereins.“

Und dann sprachen sie noch von Brasilien und von Hildi. Das war auch ein tröstliches Thema. Denn aus dem „Paradies“ kamen nur glückliche Briefe, die ahnen ließen, wie schwer dem Mädchen der nun schon herandrückende Abschied fallen werde, da es sich von so viel Liebe festgehalten fühlte. In allem Glück brach aber doch immer wieder die Sehnsucht nach der Großmutter in den wahrsten Ausdrücken hervor. Das war ein süßer Trost für die einsame Frau, die sich an die Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit Hildi festklammern mußte, um der Operation und dem, was folgen mochte, mutig entgegenzugehen.

In ihren Briefen nach Brasilien hatte sie darüber geschwiegen. Sie wollte dem lieben Kinde sein „Paradies“ nicht mit Sorgen verdüstern.

So ging das gefürchtete Jahr seinem entscheidungsschweren Ende entgegen.

* * *

Im milden Sonnenglanz des schönsten Oktobertages lag die Liebegg auf ihrer freien Höhe. Noch hatte kein Herbststurm die stolzen Kronen der Kastanien, Ahorne und Platanen geschüttelt; aber zum Fallen reif hingen die bunten und gesprengelten Blätter an den Zweigen, zitronengelb, sattgolden und kupferrot glühend im Sonnenlichte. Von den Stoppelfeldern her, auf denen die Spinnweben noch vom Morgenmehl tauig glitzerten, drang ein köstlicher Erdgeruch herein, mit dem sich ein letzter Hauch von Rosen und Neseiden vermischte. Ueber einem Blumenbeet voll der schönsten Chrysanthemen gaukelte ein Schmetterling. Unter dem schattigen Fliedergebüsch rauschte der steinerne Brunnen; wie fließendes Glas schoß der volle Strahl aus der Röhre.

Auf der Aussichtsterrasse, im Rücken durch eine Kollwand geschützt, saß Frau Leonie, in ihren Sessel zurückgelehnt. An dem Gartentische vor ihr saß das Marianneli und schrieb mit schönen, gleichmäßigen Buchstaben seine Mustersätze in ein blaues Schulheft. Keins von beiden sprach ein Wort. Das Marianneli schaute nur hin und wieder, scheu und traurig, der Tante ins Gesicht, das ruhig schien wie im Schlaf. Aber die Augen schliefen wohl nicht unter der schwarzen Binde, und das machte diese Ruhe so feierlich, diese Unbeweglichkeit fast unheimlich. So hatte die Großmutter ausgesehen, dachte das Marianneli bei sich, als sie in ihrem Lehnstuhl gestorben war. Aber es vergaß sich nicht im An-

schauen; die Tante, die so fein alles hörte, hörte gewiß auch, wenn es nicht mehr schrieb, und sie sollte es nicht mahnen.

Leise schlich die Zeit. Von einer Wiese her tönte Herdengeläute, zwei bis drei wandernde Glocken, die abwechselnd verstummten und wieder einsetzten, friedlich, aber müde, als ob's zu Ende ginge. Auf dem Kiesweg hinterm Hause hörte man den Rechen des Gärtners, der das welke Laub zusammenscharrte. Aus weiter Ferne klang es wie Dreschertakt. Wenn es ganz stille war, konnte man den leisen Plumps vernehmen, mit dem eine reife Muß ins Gras herunterfiel. Die alte Frau saß unbeweglich zurückgelehnt, aber sie hörte alles. Wie sie die milde Herbstluft, den Blätter- und Blumenduft, den alten, wohlbekannten, einatmete, so sog ihr Ohr all die traulichen Töne und Geräusche ein, die zu der Herbststimmung auf Liebegg gehörten. Ein Lied wurde in ihrer Seele wach, das sie oft um diese Jahreszeit vor sich hingespochen oder gesummt hatte und dessen Tiefe sich ihr jetzt erst ganz enthüllte:

Wie still ist Herbsteszeit,
O, wie voll Einsamkeit!
Man kann es kaum erfassen,
Was uns noch will verlassen . . .

Für sie war dieser Herbsttag wie ein Abschied von der schönen Welt. Sie, die ihr Leben lang mit durstigen Augen am schönen Schein der Dinge, an den Formen und Farben aller Wesen gehangen, sie sollte nichts mehr sehen von allem, was die Sonne bescheint. Zu früh wurde sie in die dunkle Kammer des innern Schauens verwiesen. O, was bedeuten siebzig Jahre für ein jung geliebtes Herz! Für ein Herz, das noch immer Wunder sieht in der Natur und immer größere in den Augen geliebter Menschen! Auch ihrem Hildi sollte sie nicht mehr in die Augen schauen dürfen . . .

Ja, so war es. Sie sah dem furchtbaren Gedanken fest ins Antlitz. Es mußte Ernst gemacht werden. Sich mit leeren Hoffnungen zu trösten, war nicht ihre Sache. Zwar hatte der Arzt das vernichtende Urteil nicht gesprochen, die Operation wurde als gelungen bezeichnet; aber der kleingläubige Ton, in welchem die Worte fielen, und das Stillschweigen, mit dem selbst Schwester Lydia die große, bange Frage umging, hatten Frau Leonie zu der Einsicht geführt, daß sie sich die bittere Wahrheit selbst sagen müsse. Darum drang sie nicht mit Fragen in den Arzt, sondern bereitete sich auf ihr Schicksal vor. Das alte Müßzeug, mit dem sich ihr Herz in jungen Jahren gewappnet, damals, als es den Geliebten auf immer verlor, war auch jetzt zur Hand und war noch blank und gut. Sie konnte standhalten. Wenn ihr Augenlicht dennoch gerettet werden konnte, so kam der erlösende Spruch noch früh genug.

. . . Aber er kam nicht, und Frau Leonie verließ das Spital ohne Hoffnung.

Und ohne Hoffnung saß sie jetzt wieder auf der alten Terrasse; die milde Nachmittagswärme erlaubte ihr, das schöne Plätzchen noch einmal aufzusuchen. Das leise Rauschen der Bäume über sich, das Geläute der weidenden Kühe, das stille Summen und Weben der Natur umgab sie wieder mit der alten, lieben Traulichkeit. Aber das, was ihr diesen Ort über alles lieb gemacht hatte, das war dahin. Sie konnte ihr Bern nicht mehr sehen. Der Anblick der in ruhiger, gedrungener Kraft emporragenden Stadt war ihr zu einem täglichen Bedürfnis geworden. Im Gewande jeder Jahreszeit, in der Beleuchtung jedes Wetters hatte sie das Bild in sich aufgenommen: im zarten Frühlingschmucke, wenn die Dächer, noch naß vom geschmolzenen Schnee, in der Sonne glänzten, die Kastanienbäume vor dem Münster und auf andern Promenaden sich grün bekleideten und in den Gärten am Abhang der Herren- und der Junkerngasse blühende Obstbäume wie bunte Flecken auftauchten, in der Sommerpracht, wenn üppiges Grün die besonnten Sandsteinmauern umgab und der Fluß in herrlicher, bläulichgrüner Fülle dahinwandelte; sie sah das Bild des schönen Herbstmorgens vor sich, wenn Nebel die Stadt umhüllte und nur die höchsten Türme, rosig angehaucht, in die blaue Luft ragten, und das der stillen Winternacht, wenn einzig die weißen Schneedächer und die tausend kleinen Lichter der Wohnungen zu erkennen waren. Sie kannte den herrlichen Anblick der Stadt im Gewitter des Hochsommers, wenn die schwarzen Wolkenmassen vom schwefelgelben Horizonte daherkrochen und ihre Ungeheuerstaken nach der Stadt hinstreckten, die wie erschrocken und hohläugig ihre Farbe verlor und häßlich grau dem Unwetter entgegenstarrte, und dann gedachte sie wieder der klaren Sommernächte, wo der Himmel mit unzähligen Sternen sich über der schlafenden Stadt wölbte und der Fluß in der Tiefe wie die ewig wache Zeit dahinrauschte.

Es war nicht das Auge allein, das sich an dem Anblick erlabte. Von all den wechselnden Bildern blieb, wie von den unzähligen Erscheinungen eines vertrauten Menschen, etwas Festes und Unveränderliches zurück, ein Charakter. Und das war es, was Frau Leonie im Laufe der Jahre an ihrer Vaterstadt schätzen gelernt hatte; denn das Außere war ihr zum Sinnbild geworden, zum Sinnbild einer spröden und behäbigen Eigenart zwar, die mehr Freude am festen Bestande des bewährten Alten bekundete als an der Rosenröte des Zukünftigen, mehr Geschmack für dauerhaftes Material als für Schönheit der Erscheinung, mehr Sinn für Tatkraft als für Einbildungskraft. Allein diese Eigenart, so zäh sie am Stofflichen klebte, verdiente doch



Mein Atelier.

Nach dem Gemälde von Hermann Gattiker, Rüdlikon.

auch im Geistigen ein seltenes Vertrauen; denn auch hier baute sie auf festes Fundament, und statt im kühnen Flug und Spiel der Gedanken bewährte sie sich in gemessenem, stetigem Fortschritt. So wenigstens verstand Frau Leonie das bernische Wesen, und von dieser Seite hatte es auf ihre Natur gewirkt. Ihr beweglicher Geist war vertieft, ihr rasches Blut gebändigt worden; sie hatte die Kraft zu schätzen gelernt, die sich in den unansehnlichen Tugenden der Dauer und des Gleichmaßes bewährt, und fühlte sich dankbar und stolz wieder als Kind ihres Volkes.

Jetzt aber fand sich ihr erworbener Gleichmut auf eine harte Probe gestellt.

Man kann es kaum erfassen,
Was uns noch will verlassen!

Indem sie diese Worte in ihrem Geiste wiederholte, hub die Münsterglocke ihr Nachmittagsgeläute an. Voll und warm schlug der Klang an ihr Ohr. Es war, als ob Mutterarme sich über das Land ausstreckten, um es in Liebe zu umfassen; in dem ehernen Ton klang es wie allvereinende Güte und Milde, als ob die Glockenstimme diejenigen kannte und aufsuchte, die von Leid und Angst bedrängt, ihres Trostes bedurften.

Frau Leonie weinte still vor sich hin. Das Marianneli sah, wie ihr die Tränen über die Wangen liefen, und fragte:

„Tun Euch die Augen so weh, Tante?“

„Nein,“ sagte Frau Leonie, „nur das Glockenläuten ist mir zu Herzen gegangen.“ Und nachdem sie sich rasch von ihrer Rührung freigemacht: „Es ist drei Uhr, Kind. Du kannst jetzt gehen. Der Herr Doktor und die Schwester Lydia werden kommen. Ich glaube, ich höre schon ihre Stimmen von da unten.“

Dann, nachdem sie das Marianneli verabschiedet und es gebeten hatte wiederzukommen, sobald der Besuch fort wäre, griff sie nach einem Briefe, der vor ihr auf dem Tische lag. Es war der ersuchte Brief aus Brasilien, der ihr Hilbis Abreise melden sollte. Noch war er nicht geöffnet; nur von Schwester Lydia konnte sie sich ihn vorlesen lassen. Sie hielt ihn fest in den Händen. All ihr Hoffen hing jetzt an der Rückkehr des geliebten Kindes. Nur noch wenige Wochen galt es, die Einsamkeit zu ertragen; sie zweifelte nicht daran, aber es drängte sie doch, die Gewißheit zu besitzen.

Der Doktor und Schwester Lydia waren unterdessen an einem Seitentor des Gartens angelangt und standen einen Augenblick still. Es war ein schwerer Gang, den sie angetreten, und jedes verstand des andern Bangigkeit. Schwester Lydia kam, um Abschied zu nehmen, und Dr. Luz, um seine Freundin über den hoffnungslosen Zustand ihrer Augen aufzuklären. Der behandelnde Arzt hatte ihn um diesen Dienst gebeten, weil

es dem Hausfreund eher möglich war, den günstigen Augenblick und das rechte Wort für eine solche Mitteilung zu finden. „Zum ersten Mal,“ sagte jetzt der Doktor, indem er die Krankenschwester traurig anschaute, „trete ich schweren Herzens hier ein. Sonst, wenn Kummer oder Aerger auf mir lag, verlor sich das, sobald ich dieses Pförtchen öffnete. Oft kamen mir die guten Geister der Liebegg schon den halben Weg entgegen und nahmen mir mein Gepäck ab. Langte ich dann an, so war mir hell zu Mute und ich fing von andern Dingen an. Aber heute...“

„Ich weiß nicht,“ sagte die Schwester, „es gibt Naturen, die das große Unglück besser ertragen als die kleinen quälenden Sorgen, vielleicht, weil es ihrer Kraft gemäßer ist.“

„Oder auch nur,“ versetzte der Doktor, „weil das große Unglück notwendig scheint und sie sich lieber der Notwendigkeit ergeben als ihre Kraft an kleinen Uebeln aufreiben, die nicht sein müssen. Aber bei alledem, wenn der Gesunde, der Glückliche Ueberbringer einer Unglücksbotschaft sein muß — es ist eine häßliche Rolle!“

„Und doch ist's ein Vorrecht der Freundschaft,“ entgegnete Lydia und öffnete das Törchen. „Kommen Sie getrost; Sie werden auch diesmal erleichtert von dannen gehen!“

„Sänden wir Männer nur auch das gute Wort so leicht; es ließe sich alles sagen.“

„Sie brauchen es vielleicht gar nicht,“ sagte Schwester Lydia fast heiter, „und unsere Freundschaft zeigt sich dann darin, daß wir nichts Unnötiges sagen.“

„Das wäre!“ sagte erleichtert der Doktor und folgte mit rüstigem Schritt seiner Begleiterin, der die Rollwand auf der Terrasse nicht entgangen war.

„Ihr kommt mir gerade recht,“ begrüßte Frau Leonie die beiden in herzhaftem Tone. Als gute Bernerin hielt sie an dem „Ihr“ der altschweizerischen Anrede fest. „Hier, Schwester, tut mir die Liebe und laßt mich wissen, was darin steht!“

„Von Guerm Hilbi!“ sagte der Doktor, der die Handschrift erkannt hatte. „Nun, das kommt zur rechten Zeit! Uebrigens,“ fügte er bei, nachdem er sich auf einem Gartensessel niedergelassen, „ich habe auch Neuigkeiten von da drüben. Und gute. Was glaubt Ihr, wo er steckt?“

„Der Ferdinand? Nicht mehr in Argentinien?“

„Biè ins Paradies hat ers gebracht!“

„Er wird doch nicht... Nein, sagt, bei Franks?“

„Das habt Ihr ihm nicht zugetraut, nicht wahr? O, er macht sich, mein Junge! Und glücklich schreibt er; ich muß Euch das lesen. Aber später, später. Jetzt wollen wir von Hilbi hören.“

Schwester Lydia hatte indessen den Brief eröffnet

und den Inhalt, der in einem Päckchen ungleich geschnittener Papiere bestand, durchblättert. „Nun also?“ fragte Frau Leonie, indem sie nach Lydias Hand griff. Ihre Finger erbeben leise, da einen Augenblick keine Antwort kam.

„Das ist mehr als ein Brief,“ sagte die Schwester, „das ist wie ein Tagebuch. Aber hier,“ fügte sie rasch hinzu, „hier ist die Hauptsache, dieses Blatt. Ja, ja, sie kommt, sie kommt!“

„Gott sei Dank!“ stieß Frau Leonie hervor und atmete auf. „Laßt hören!“

Und Schwester Lydia las:

Paraijo, Sept. . . .

„Liebste Großmama, es ist nun bestimmt, daß ich am 12. Oktober mit der Espérance reise. Bis Bordeaux begleitet mich ein Geschäftsfreund Onkel Franks, ein Herr Diego Gomes, der uns allen hier gut bekannt ist. In den ersten Tagen des November kann ich wieder bei dir sein . . .“

„Haben wir nicht den Fünften heute?“ unterbrach Frau Leonie, und als die beiden andern bejahten: „Also grade in acht Tagen fährt sie ab. Und weiter?“

„Sie wollen es alle nicht glauben, daß ich wirklich von hier weggehe, und ich . . . Ach, liebste Großmama, wäre der Abschied nur schon vorbei und ich bei dir, ganz wieder dein, und könnte von der Liebegg aus zurückschauen in diese Tage, die nun hinter mir liegen, wie in eine weite, verschwimmende Ferne! Du kennst mich, wie niemand auf der Welt mich kennt, und was hilft es, wenn ich mich vor dir verberge! Selbst wenn ich es um deinetwillen tun wollte, ich hielte es nicht aus, und es würde mir nicht gelingen. Aber was ich

dir zu sagen habe, mein armer Kopf wäre es nicht imstande, und es will nicht aufs Papier. Und das ist, was mich abhielt, dir zu schreiben. Jeden Tag wollte ich's und konnte nicht. Und endlich, ich wußte mir nicht anders zu helfen: Das Tagebuch, das du mir mitgegeben und das ich all die Zeit liegen ließ, weil es nicht in meiner Art liegt, so was zu schreiben — etwa vor fünf Wochen fing ich's an, als mich Onkel Frank nach der Morella führte; da dachte ich, es würde dich freuen, wenn ich dir's genauer beschreibe. Und so fing ich an und hatte mein Vergnügen dabei und trieb es eine Zeit lang regelmäßig Tag für Tag, auch um meinetwillen, damit von all dem Schönen, Erlebten und Gesehenen eine klare Erinnerung bliebe für spätere Zeiten. Aber dann stockte das Erzählen, und es kamen andere Dinge hinein, als ich dachte, und nun habe ich die Blätter herausgeschnitten, die das enthalten, worüber ich in der Ordnung nicht schreiben kann. Nimm sie, liebe Großmama, und lies! Da hast du mich ganz, wie du mich auch künftig haben sollst, ganz und ohne Rückhalt . . . wie du allein es verdienst . . . ich weiß erst jetzt, was ich dir alles verdanke.

Dein Hilbi.“

Frau Leonie hatte unbeweglich zugehört. Ihre Gedanken suchten angstvoll umher und verlangten nach Gewißheit; aber sie beherrschte ihre Aufregung und sagte bloß, da die andern verlegen schwiegen:

„Das gute Kind! Was mag es erlebt haben?“ Und dann, zu Lydia gewendet: „Lest das andere, liebe Schwester, erst still für Euch, so wißt Ihr Bescheid im Ganzen und könnt das Einzelne an seiner Stelle ins rechte Verhältnis bringen.“

(Fortsetzung folgt).

Das Fenster.

Novelle von Willy Lang, München.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der folgende Tag steigerte wieder seine Erregung. Am Nachmittag war sein Zustand fast unhaltbar geworden. Es erfaßte ihn eine unerklärliche Angst vor seinem Zimmer. Ganz fluchtartig verließ er das Haus, ohne Gabriele ein Wort zu sagen.

Im Café d'Harcourt trank er ein Glas Milch mit Kognak. Dies erfrischte für einige Zeit seinen trockenen, ausgehörten Mund. Er dachte an Doktor Belman. Wie komisch er doch war! „Sind Sie Morphiniist?“ hatte er zu ihm gesagt, als ob dies ein Beruf wäre.

Wie er vor das Café trat, hatte der Himmel sich aufgehellert. Eine violette, schleierhafte Luft lag rings über den Dächern. Er sah nach dem Zifferblatt der Eglise de la Sorbonne, das grell glänzend aus dem dunkeln Gemäuer der Kirche stach. Es war drei Uhr vorbei. Er winkte einem Fiaker und nannte dem Kutscher die Adresse des Prinzen Nicolas.

Während der Wagen den Boulevard St. Germain entlang fuhr, in der Richtung nach der Place Maubert, hatte Roman Henry dieselbe Spannung, wie wenn er früher zum Zahnarzt ging. In den Gliedern fast kein Blut. Dafür war der Herzschlag im Hals deutlich zu spüren. Der Kopf schien ihm wie in einer eisernen Kapsel eingeklemmt, deren Radius sich fortwährend verringerte. Sollte es eine Entscheidung werden?

Auf dem Trottoir sah er ein Mädchen, das er vor drei Jahren ungefähr gekannt hatte. Wie sie verändert erschien! Merkwürdig breit und pompös geworden. Sie sah ihn an, als suchte sie selbst in ihrem Gedächtnis. Sein Blick glitt wieder in die Kastanienbäume des Boulevards. Er dachte an so manchen Frühling, da er diese Blätter hatte keimen sehen. Und dann waren sie plötzlich da. Nach einer warmen Regennacht. Tiefgrün und leuchtend.